

Verleihung Studer/Ganz-Preis 2022

Gianna Olinda Cadonau: Feuerlilie

Donnerstag, 10. November 2022, 19.00 Uhr

lit.z Literaturhaus Zentralschweiz Stans

LAUDATIO

«Wenn sie durch eine Tür geht, achtet sie auf die Schwellen. Sie betritt sie nur, wenn es unbedingt sein muss. Sie hat sich daran gewöhnt, und unterdessen kommt es ihr manchmal wirklich so vor, als folge ihr ein ruheloser Geist, den sie beim unvermeidbaren Betreten der Schwelle aufgeweckt hat. Nicht dass dieser ihr Böses wollte – und Geist ist vielleicht auch der falsche Begriff. Es ist eher so, als folge ihr etwas, weil es sonst nicht wüsste, wohin mit sich. Aufgeweckt und aufgeschreckt folgt es der Einzigen, der es in diesem Moment folgen kann, ihr.»

Mit diesen Sätzen beginnt der Roman *Feuerlilie* von Gianna Olinda Cadonau, den wir heute mit dem Studer/Ganz-Preis 2022 auszeichnen. Sophia – die eine der drei Erzählstimmen, die den Roman tragen – braucht klare Regeln, um sich nicht zu verlieren. Sie braucht die Tür zwischen innen und aussen. Wenn sie das Bedrohende spürt, zieht sie sich nach drinnen zurück, denn «drinnen weiss sie, wie sie sich bewegen muss, was wo ist, kennt die Distanz zwischen Anrichte und Tisch, zwischen Schrank und Stuhl. Sie weiss, welche Dielen knarren, sie vermeidet sie nachts. Drinnen passiert nichts. Auch dann nicht, wenn sich die Wirklichkeit verschiebt.» Manchmal braucht Sophia sicherere Türen, wie es sie in der Klinik gibt. Dann übernimmt ihre Schwester Vera. Sie sagt: «Ich bin bevollmächtigt worden, für Sophia zu entscheiden. [...] Ich entscheide, so gut ich kann. Wenn ich sie besuche, erzähle ich ihr davon. Manchmal besuche ich sie nur deswegen. Sie muss wissen, was ich entschieden habe, ich muss wissen, dass sie es weiss, dass sie es hört, aus meinem Mund [...].»

Vera ist die jüngere der beiden Schwestern, auch wenn Sophia – so lesen wir – in ihren schwierigen Phasen aufgehört habe, die Ältere zu sein. Wir lernen Vera kennen, als sie mit dem Zug ins Haus, das an die Schwestern übergegangen ist, fährt, irgendwo im Graubünden, vielleicht im Engadin. Unten im Tal liegt das Dorf, in dem die Familie gewohnt hat. Vera und Sophia leben inzwischen schon lange in der Stadt. Im Bergdorf will Vera an einem Text über

Bündner Autor:innen und deren Romane arbeiten, hier, so hofft sie, wird sie die nötige Ruhe finden, die ihr in der Stadt fehlt. Im gleichen Zug fährt ein Mann, er ist eingenickt, sie beobachtet ihn. «Sein Kopf ist etwas nach hinten gekippt, die Augen sind manchmal ein bisschen offen. Ganz ruhig. Am Anfang habe ich mich geniert, ihn zu beobachten, dann wurde auch ich ganz ruhig und betrachtete ihn. Seine Haut ist hellbraun, die Wimpern ziemlich dicht, kein Bart. Eine dünne Narbe zieht sich über seine Wange, durchschneidet die rechte Augenbraue und verschwindet in der Mitte der Stirn, kurz vor dem Haaransatz.» Beide steigen sie an der Endstation aus und gehen nach kurzem Zögern in unterschiedliche Richtungen davon.

Die beiden Frauen und der Mann sind die Hauptfiguren des Romans von Gianna Olinda Cadonau – durch unsichtbare Fäden sind sie miteinander verbunden. Darauf bedacht, sich nicht zu verletzen, keine Grenzen zu überschreiten, nähern sie sich an, um gleich wieder zurückzuschrecken. Die Bedrohung, die Gefahren sind unterschwellig überall. Insbesondere bei Sophia und dem zu Beginn noch namenlosen Mann. In Andeutungen, nie explizit, lesen wir von Verstörungen, Verletzungen, Verwundungen. Sie wird vom ruhelosen Geist, den sie in Schach halten muss, verfolgt. Er hat eine gut sichtbare Narbe im Gesicht. Beide sind sie Versehrte. Um diese kreist denn auch dieses Erzählen, mit dem sich die Autorin langsam den beiden Figuren annähert. Mithilfe von Vera, für die es eine Selbstverständlichkeit ist, bei Bedarf Verantwortung für ihre Schwester zu übernehmen. Und die auch dem Mann, dem Fremden im Dorf, beistehen will. Weshalb Vera dies tut, bleibt offen. Obwohl wir von ihr erfahren, dass der Mann sie anzieht, dass sie ihm näherkommen möchte. Doch gleichzeitig ist da etwas wie eine unsichtbare Wand, das den Mann abzuschirmen scheint und sie zurückhält. Vera weiss, dass ein weiterer Schritt oft der eine Schritt zu viel sein kann.

Trotzdem gelingt es Vera, eine Brücke zum Fremden im Dorf zu bauen. Sie möchte Menschen kennenlernen, die anders sind, fremd, Menschen, die vieles, was in diesem Land selbstverständlich ist, lernen müssen. Menschen, die auf der Suche sind, faszinieren sie. Denn auch sie ist auf der Suche und erlebt sich immer wieder und immer neu als Fremde.

Mit der Arbeit am Text zu Werken von Bündner Autor:innen kommt Vera nicht wirklich voran. Immer mehr – so muss sie sich eingestehen – drängt die Frage nach dem Verhältnis zu ihrer Schwester in den Vordergrund. Diese Erkenntnis gewinnt sie, während sie mit dem Fremden in ihrer Küche sitzt, Wein trinkt, Brot, Käse und Wurst isst. Er fragt nach Sophia,

und sie beginnt zu erzählen, während er seinen Blick senkt. «Ich erzähle, wie wir als Kind hier spielten, von den Tagen, an denen Sophias Worte versiegten und ich stundenlang auf dem Bett in unserem gemeinsamen Zimmer sass und darauf wartete, dass sie wieder mit mir spräche, wieder mit mir spielte oder mich wenigstens anfuhr und davonjagte. Von den Dingen, über die wir stritten, nichts Ungewöhnliches, Kleider, unser Vater, Schwärmereien, wie nahe wir uns stehen, immer, von ihrem Studium der Umweltwissenschaften und ihren Ausbildungen, Umweltanimatorin, Erwachsenenbildnerin, von ihrer Suche, nach einem Mann, einem Gefährten, oder einer Gefährtin, von ihren Beziehungen, während denen die Suche auch nicht aufhörte und die schliesslich immer scheiterten. Ich erzähle, wie jene andere Suche begann, die Suche nach den Türen, nach der einen richtigen Tür, die sie weiterbringen würde. Wie ich anfangs nicht verstand, dass sie wirklich Türen meinte, wirkliche Türen.»

Türen, die abgrenzen und Schutz bieten, kennt auch der Mann. Früher waren es «Zellentüren, Schiebetüren aus Metallstäben, Gittertüren». Damals ging von ihnen eine grosse Gefahr aus, berühren konnte er sie nicht. Nur langsam versucht er, im Haus, das er im Dorf bewohnt, mit den Türen klarzukommen, hinter sie zu schauen – konkret und im übertragenen Sinne. Von früher jedoch sagt er nicht mehr.

Anlässlich eines Besuches in der Klinik erzählt Vera ihrer Schwester vom Fremden. «Er sagt nur, der Offizier habe immer zugeschaut, sonst habe er nichts getan. Was sonst war, weiss ich nicht. Das muss gross und dunkel sein, dieses Sonst. Das, wovon er die Narben hat und was in ihm drin ist, das, was er in dieses eine Zimmer gesperrt hat. Das, was wirklich geschehen ist.» Sophia fragt nach den Türen. Möglich ist, dass Kálmán, so sein Name, ihr eine Tür öffnet.

Es steht viel zwischen den Zeilen in diesem Roman, und vieles erschliesst sich nicht sofort beim Lesen. Hier werden keine Erwartungshaltungen von uns Leser:innen bedient. Dieses Erzählen vermeidet, Kausalitäten zu schaffen oder Auflösungen anzubieten. Und das ist spannend und faszinierend. Immer wieder ertappen wir uns beim Wunsch nach Information, Zusammenhängen, Klarheit. Wir beginnen zu vermuten, dass Kálmán aus einem Kriegsgebiet geflüchtet ist, dass er gefoltert und traumatisiert ist. Doch Text und Figur verweigern sich, unsere Neugier zu befriedigen. Wir lesen allein die Geschichten der Figuren, die preiszugeben sie bereit sind. Wir lesen, wie schwierig es ist, Vertrauen aufzubauen, wenn da vor allem die Erfahrung ist, verletzt zu werden. Sophia flieht in die Klinik, wenn die

Bedrohung – welche, erfahren wir nicht – zu gross wird. Vera verabschiedet sich in die Berge, um sich Klarheit zu verschaffen. Kálmán zieht sich ins Haus im Dorf zurück.

In den geschlossenen Räumen finden insbesondere Sophia und Kálmán den nötigen Schutz, von dort wagen sie sich vorsichtig nach draussen und lassen auch zu, dass jemand von aussen eintritt. Kálmán findet seinen ganz eigenen Weg, im Haus zurechtzukommen, beschützt von den beiden Pumas. Im Haus, das nun seins ist und das er vom Offizier bekommen hat – aus welchen Gründen und unter welchen Bedingungen erfahren wir nicht. Eintreten lässt er uns nur bedingt. Und wir können nicht so genau einstufen, wer diese Pumas nun genau sind oder was oder wen Kálmán als Puma bezeichnet.

Der Roman *Feuerlilie* erzählt von Leerstellen, die mit Inhalten zu füllen schmerzhaft ist. Er zeichnet mit eindringlicher behutsamer Sprache nach, wie ein kriegsversehrter Mann und eine psychisch versehrte Frau nach Möglichkeiten zu leben suchen. Wie viel sie unausgesprochen lassen müssen, um nicht erneut ins Loch zu fallen, wie viele neue Anläufe es braucht, um das Licht auch in der Dunkelheit zu sehen und dieses Licht nicht in erster Linie als Bedrohung, sondern als Möglichkeit für etwas anderes zu erkennen.

Die Autorin arbeitet mit kurzen Sätzen, eine knappe Sprache zeichnet den Text aus. Das erhöht das Tempo und verstärkt die verstörende Wirkung dieses Romans. Es gelingt Gianna Olinda Cadonau eindrücklich, auf der Ebene des Erzählens zu bleiben und Erklärungen zu vermeiden. Weil die Welt insbesondere von Sophia und Kálmán gut geschützt bleiben muss, erfahren wir nur bruchstückhaft von den Versehrtheiten, die sie erlebt haben. Und wie sie mit den Bruchstücken zu leben versuchen.

Ich gratuliere Gianna Olinda Cadonau herzlich zum Studer/Ganz-Preis 2022, auch im Namen meiner Kolleg:innen in der Jury, nämlich Ruth Gantert, Lucia Lanz, Gianna Molinari, Lydia Zimmer, Manfred Koch und Dominic Oppliger. Sie legt uns ein beeindruckendes Debüt vor, in dem sie mit starken Bildern und gleichzeitig behutsam vom eigentlich Unsagbaren erzählt. Wir freuen uns sehr auf das Buch, das im Herbst 2023 im Lenos Verlag erscheinen wird und dem hoffentlich weitere folgen werden.

Liliane Studer | 10.11.2022